

Leseprobe aus:

Joachim Fest

Nach dem Scheitern der Utopien



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Inhalt

Leitartikel und Kommentare

Die Schuld der Gesellschaft

Anmerkung zu einem modischen Vorwurf 11

Manie der Reformen

Zur herrschenden Veränderungswut in der Bundesrepublik 14

Angst als Bildungserlebnis

Die akademische Jugend und der Radikalenerlaß 17

Eine Erinnerung

Zu den Spielregeln der öffentlichen Auseinandersetzung in Zeiten des Terrorismus 20

Filbingers Uneinsichtigkeit 23

Vom Kopfe her

Nach dem Ausscheiden der deutschen Fußballer aus der Weltmeisterschaft in Argentinien 26

Nachwort zu Holocaust

Eine Fernsehserie wirft Fragen auf 29

An den Parteien vorbei

Die Begleiterscheinungen des Wahlkampfes Schmidt gegen Strauß 32

Weltsensation und Weltblamage

Zur Veröffentlichung der gefälschten Hitler-Tagebücher 35

Cargo-Kult

Die Bundesrepublik im Umbruch 39

Sieg und Niederlage

Zum 40. Jahrestag des Kriegsendes 42

Rückblick auf das Berufsboxen

Ein Symbol hat seine Kraft verloren 45

Tod einer Ideologie 49

Schweigende Wortführer

Überlegungen am Ende des Jahres 1989 52

Was für Berlin als Hauptstadt spricht 61

Auf dem Hochsitz der Moral

Der Krieg am Golf und seine Gegner 64

Friedrichs letzte Reise

Zu den Aufgeregtheiten über die Umbettung des
Preußenkönigs 67

Das letzte Tabu

Gedanken nach Rostock und Mölln 70

Die ungeschriebenen Regeln

Zu den Hintergründen der CDU-Spendenaffäre und anderer
Skandale 73

Politische Essays

Schwierigkeiten mit der Kritik

Die demokratische Funktion der Fernsehmagazine 83

Das Dilemma des studentischen Romantizismus 90

Gedanke und Tat

Über eine Metapher von Heinrich Heine 111

Von der Unverlorenheit der deutschen Frage

Eine sechsbändige Geschichte der Deutschen und ihrer Nation
weist auf ein altes Dilemma 131

Der zerstörte Traum

Vom Ende des utopischen Zeitalters 141

Zwischen Westen und nirgendwo
Über die Wanderungen des deutschen
Sonderbewußtseins 205

Nach dem Scheitern der Utopien
Probleme der offenen Gesellschaft 228

Historische Porträts und Betrachtungen

Noch einmal: Abschied von der Geschichte
Polemische Überlegungen zur Entfremdung von
Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit 247

**Pathetiker der Geschichte und Baumeister aus
babylonischem Geist**
Theodor Mommsens zwei Wege zur Geschichte 271

Das tragische und wunderbare Schauspiel der Geschichte
Versuch über Jacob Burckhardt 301

Preußens letzter Untergang
Gedanken über die Dauer einer historischen Episode 330

«Es gibt hier nichts zu schießen ...!»
Die Deutschen und die Revolution 352

Unzeitgemäßer Held seiner Zeit
Winston Churchill 372

Die geschuldete Erinnerung
Zur Kontroverse über die Unvergleichbarkeit der
nationalsozialistischen Massenverbrechen.
Mit einem Nachwort 396

Zeitgenosse Hitler
Eine Nachschrift 413

Anmerkungen und Nachweis
der Erstveröffentlichungen 432

Personenregister 441

Leitartikel und Kommentare

Die Schuld der Gesellschaft

Anmerkungen zu einem modischen Vorwurf

(20. Mai 1974)

Zu den Gewißheiten, die sich seit einigen Jahren mit der Kraft des Gemeinplatzes breitmachen, zählt die Vorstellung, daß an den Mißlichkeiten des Daseins, an öffentlichen Übelständen wie an allen Erscheinungsformen individuellen Versagens die Gesellschaft schuld sei. Kein aufgeklärtes Bewußtsein bis hin zu den Fernsehansagerinnen vor dem Besonderen Film, das nicht vor allem darüber aufgeklärt wäre. Im «Spiegel» ist ein Gerichtsreporter seit Jahren dabei, immer neue Schuldumwälzungstheorien zu entwickeln, die Nachtprogramme sowie alle subventionierten Kultstätten des Gemeinplatzes und gewiß doch auch die Rahmenrichtlinien wissen es längst: die Gesellschaft ist an allem schuld.

Unstreitig gibt es zahlreiche Formen öffentlichen Versagens: das Unvermögen beispielsweise, die annähernde Gleichheit der Chancen herzustellen; die vielfach hervortretende Borniertheit des Gesetzgebers oder die Gefügigkeit der Institutionen gegenüber dem Druck mächtiger Interessen. Aber daß dafür (wie für alles andere auch) immer nur die Gesellschaft schuldig zu sprechen sei, ist weniger, wie es zu sein behauptet, Ergebnis neuer sozialtheoretischer Einsichten als vielmehr Ausdruck fortbestehender Blindheit in lediglich modischem Gewand. Im Grunde ist es in jenem rationalen Aufputz, den auch der Aberglaube heute braucht, die alte Spielfigur für ratlos vagabundierende Aggressionen: die «Gesellschaft» hat den Platz eingenommen, den einst Hexen, Jesuiten, Freimaurer oder Juden innehatten.

Auch die Motive für dieses exzessive Anklagebedürfnis sind vertrauter Natur. Die Verdikte stammen, allen anderslautenden Ver-

sicherungen entgegen, weniger aus dem Solidaritätsbewußtsein mit den Schwachen und Hilflosen. Vielmehr sind sie weitaus häufiger Ausdruck persönlicher Problemlagen angesichts einer zunehmend anmaßender und ruinöser ins Leben des einzelnen eingreifenden Welt. Dahinter wird, nach Jahren der Verdrängung, wiederum jenes pessimistische Lebensgefühl sichtbar, das, allen linken Erwartungseuphorien zum Trotz, seit über einem halben Jahrhundert die wirkliche Signatur der Epoche bezeichnet: die Ahnung, daß alles ganz falsch gelaufen und mit dem Umschlag der Fortschrittsidee die große Katastrophe unaufhaltbar sei. Das Verdammungsurteil über die Gesellschaft, vage und undefiniert wie der Begriff dabei verwendet wird, ist nicht zuletzt ein Versuch, sich selber eben davon freizustellen; denn indem man der Allgemeinheit Unrecht und Schwäche vorhält, bekundet man jene Verantwortung, die man zugleich damit los wird.

Nichts anderes als diese Fluchtneigung steht, reduziert man es auf den festen Kern, hinter allen gesellschaftlichen Schuldvorwürfen. Sie trägt auch den von den gleichen Anklägern verbreiteten Soupçon gegen den Leistungsgedanken, stützt das Ressentiment gegen den Erfolg und rechnet zu den Ursachen der Aureole, von denen die vielfältigen Formen des Verweigerns umgeben sind. Eine merkwürdige Suggestion geht vom Versagen aus.

Unterstützung kommt diesem Fluchtbedürfnis durch die verbreiteten Theoreme der Linken. Ursprünglich die Sammlungsidee einer sozial unterlegenen, doch siegesgewissen Klasse, wird der Marxismus in seiner modischen Form mehr und mehr zur persönlichen Rechtfertigungsideologie von Unterlegenen, die es bleiben wollen. Allzu viele versorgt er nur noch mit apologetischen Floskeln für die eigene Ohnmacht.

Es mag kein Zufall sein, daß dies alles sich gerade in Deutschland auf so ausschweifende Weise bemerkbar macht. Denn vielleicht sind es die Söhne Adolf Eichmanns, die hier ihren Fluchtbedürfnissen nachgehen. Dieser hatte ja, wieder und wieder, behauptet, an

der moralischen Katastrophe seines Lebens sei niemand anderes als die Gesellschaft schuld; er sei nur immer deren Reflex gewesen. So, wörtlich, sagt das der linke Schicksalsglaube von heute auch.

Aber das Beispiel der älteren Generation offenbart auch den Rechtfertigungscharakter, der in den sozialen Schuldtheorien so oft einschlägig ist. Schuld ist vorab eine individuelle Kategorie; Leistung, Erfolg oder Versagen sind es auch. Die Umweltbedingungen, die gesellschaftlichen Verhältnisse können das eine wie das andere erschweren oder begünstigen: sie können den persönlichen Anteil indes nicht verflüchtigen.

Dem Grundsatz nach soll man die Intervention durch die Verhältnisse dort, wo sie irritierend wirkt, dämpfen und dort, wo sie hilfreich ist, fördern; in jedem Fall jedoch dem Dasein des einzelnen so viel an Identität sichern wie möglich. Die These von der gesellschaftlichen Verhaftung des Menschen ist in der frühen Nachkriegszeit lange erörtert und zuletzt im leicht versetzten Zusammenhang mit der Kollektivschuldthese zurückgewiesen worden. Aber die Nation hat kein Gedächtnis, und selbst dreißig Jahre sind zu lang für ihre Erinnerung.

So wird das überwunden Geglaubte unentwegt wiederbelebt: ideologische Bedürfnisse, Illusionen, Formen des Aberglaubens. Wer in den Verdikten gegen den Generaldelinquenten Gesellschaft einen Fortschritt sehen will, sollte ihn nicht auf der Ebene des Bewußtseins suchen; denn der irrationale Ansatz besteht unverändert fort. Allenfalls ließe sich sagen, die «schuldige Gesellschaft» sei nur ein Begriff und – sicherlich doch – anders als Hexen oder Juden bluten Begriffe nicht.

Manie der Reformen

Zur herrschenden Veränderungswut in der Bundesrepublik

(20. Mai 1975)

Seit Jahren befindet sich die Bundesrepublik in einem umfassenden, fast revolutionsartigen Veränderungsprozeß. Zwar ist der Vorgang gewaltlos, schleichend und von mancherlei abschwächendem Vokabelwerk verdeckt. Leute mit biedereren Mienen und unscharfen Begriffen, vom Altbundeskanzler Brandt bis hinab zu den Heerscharen reformeifriger Fachdezernenten, verstellen vielfach den Blick dafür; aber: Das Land wird umgebaut. Ist es falsch, zu sagen, es habe sich in den vergangenen zwanzig Jahren tiefgreifender verändert als in Generationen zuvor?

Von den ehemals tragenden Schichten und Strukturen hat kaum eine überdauert, Machtpositionen haben sich verlagert, traditionelle Ideologien sich zersetzt, das Gesicht der Städte hat sich ebenso wie das der Menschen verwandelt: Ein Land, das stets so eifersüchtig wie schroff über seine nationale und kulturelle Identität gewacht hat, ist dabei, sich von sich selber zu trennen. Was, trotz aller einebnenden Wirkungen der Weltzivilisation, italienisch oder englisch zu nennen wäre, läßt sich vergleichsweise leicht definieren; wer wüßte noch zu sagen, was deutsch ist?

Gewiß hat der Veränderungswille, der gegen Ende der Ära Adenauer einsetzte und bald die suggestivsten Formeln für den politischen Meinungsstreit abgab, manche positiven Entwicklungen hervorgebracht. Vor allem hat er die charakteristische Enge und Dumpfheit der deutschen Verhältnisse abgebaut, die Aufstiegschancen für die große Mehrheit egalisiert, ein bis dahin ungekanntes Selbstbewußtsein des einzelnen gegenüber den Institutionen geweckt sowie überhaupt einen ausgreifenden Emanzipationspro-

zeß in Gang gebracht. Doch haben Radikalität und Dauer der Kritik am Bestehenden auch zahlreiche Verheerungen angerichtet. Die Verhältnisse wie die Menschen selber wurden immer aufs neue zu Objekten einer nahezu voraussetzungslosen Experimentierlust; sie sind es noch. Man muß, um dies zu illustrieren, nur vor Augen rufen, was alles an gesellschaftskritisch motivierter Quacksalberei in wenigen Jahren die Schulen und, was schlimmer wiegt, die Kinder heimsuchte: eine Weile antiautoritäre Erziehung, eine Weile Ganzheitsmethode und Mengenlehre, dann eine Weile Rahmenrichtlinien, heute Gesamtschulversuche, morgen eine Weile etwas anderes.

Es hat den Anschein, als fühle sich fast jedermann in diesem Lande, vom Gesetzgeber bis zur Kindergärtnerin, einem hektischen Reformdruck ausgesetzt. Im steten Bedürfnis, den eigenen Neuerungs willen zu beweisen, werden unzureichend durchdachte Programme verabschiedet, die entweder finanziell nicht gedeckt sind und folglich wieder rückgängig gemacht werden müssen wie die Nahverkehrsplanung oder aber von nahezu sämtlichen beteiligten Gruppen abgelehnt werden wie das neue Berufsbildungsgesetz unseres braven Wissenschaftsministers.

Weil niemand zurückstehen will, tauscht dieser die Briefkästen aus, jener die Zwei- und dann die Fünfmarkstücke, dieser die alten Laternen gegen Peitschenmasten, jener die städtische Straßenbahn gegen Busse; hier wird eine Straße gebaut, daneben eine geschlossen. Der Vorzug ist kaum greifbar. Es soll nur alles anders werden.

Was sich da als Reformwille ausgibt, ist vielfach lediglich Unrast, die als Ressentiment gegen das Bestehende in Erscheinung tritt. In Umkehrung der berühmten Hegelschen These gilt das Wirkliche heute als unvernünftig, und das aus keinem anderen Grund, als weil es wirklich ist: modische Wegwerf-Mentalität, bezogen auf die gesellschaftlichen Verhältnisse. Zahlreichen Reformideologen geht es denn auch weniger um die Verwirklichung des vernünftigen Neuen als vielmehr um den Bruch mit dem Überkommenen.

Angesichts der beispiellosen und pessimistischen Dynamik, die der zivilisatorische Prozeß entwickelt hat, liegt jedoch die Funktion des aufgeklärten Reformwillens eher darin zu bremsen, als fortzubewegen. Das haben, vor Jahren schon, Teile der studentischen Protestbewegung, trotz aller ihrer Artikulierungsschwäche, schärfer erkannt als so viele zukunftsbewußte Reformer mit ihrem Überschuß an dummem gutem Willen.

Bezeichnenderweise führt der sich erstmals verbreitet regende Protest gegen die herrschende Veränderungswut zu unvermuteten Nachbarschaften: neben den Hausbesetzern stehen die Elternverbände aus Hessen oder Nordrhein-Westfalen, die sich gegen den Neuerungs willen der Kulturbürokratie formieren, oder Arbeiter aus dem Ruhrgebiet, die das ärmliche, aber vertraute Wohnviertel gegen die Begriffsgötzen moderner Städtebauer: Licht, Luft und Beton, verteidigen. Gemeinsam ist allen die Bereitschaft, etwas von der vorgeblichen Lebensqualität einer hygienischen Asphaltwelt für ein Stück vertrauter Lebensform zu opfern.

Der Begriff der «Reform» ist unterdessen dabei, zum Schreckwort zu werden; die Sache, die er meint, desgleichen. Wie in den fünfziger Jahren der Slogan gegen alle Experimente die Wähler mobilisierte, so wird man sie, denkbarerweise, bald mit der Devise «Keine Reformen!» gewinnen. Denn nicht das Bestehende muß verändert werden, sondern das Verkehrte. Das ist nur ein Gemeinplatz; aber gleichwohl kompliziert zu denken für alle.

Angst als Bildungserlebnis

Die akademische Jugend und der Radikalenerlaß

(6. Juli 1976)

Wird von der jungen Generation gesprochen, taucht, zusehends re-
densartlicher, die Formel vom Hang zur «Anpassung» und
«Duckmäuserei» auf. Kanzler und Kanzlerpräsident, zahlreiche
Universitätslehrer, vor allem aber die machtvolle Bekümmernungs-
publizistik dieses Landes registrieren insbesondere innerhalb der
akademischen Jugend einen auffallenden Veränderungsprozeß.
Vereinzelte Ausnahmen hartnäckiger Restgruppen nicht gerechnet,
die noch immer einigen anachronistischen Tumult aufführen, sei
der Phase des Aufruhrs, so heißt es, nun die der Angst gefolgt.

Gewiß steckt in dergleichen Feststellungen stets ein Maß an be-
sorgter Übertreibung; aber daß es verbreitete Zustände der Angst
gerade an den Universitäten und Pädagogischen Hochschulen gibt,
daran kann, bei einigem Wirklichkeitssinn, niemand vorbeigehen.

Insinuiert wird zumeist, daß diese Angst ganz wesentlich aus po-
litischen Motiven herstamme; daß es sich um eine Gesinnungsangst
eingeschüchterter Jugendlicher handle, die sich und ihre Überzeu-
gungen nicht mehr zu exponieren wagten.

In der Tat hat die vor allem mit der Überprüfung der Bewerber
für den öffentlichen Dienst in Gang gekommene Praxis der Aus-
forschung erhebliche Verängstigungen wachgerufen. Überwiegend
mag es sich dabei durchaus um hysterische Reaktionen handeln,
aber auch die Hysterie kann, sofern sie eine hinreichende Zahl er-
greift, politisch wirksam werden. Genährt wird sie vor allem davon,
daß bei den Überprüfungen vielfach «Erkenntnisse», die nicht ju-
stiziabel sind und dem Betroffenen folglich keine Möglichkeit der
Rechtfertigung gewähren, gleichwohl zur Beurteilung herangezo-

gen werden. Die daraus folgende Einschüchterung geht an einigen Universitäten, wie unsinnig auch, bereits so weit, daß ideologisch «verfängliche» Promotionsthemen gemieden werden. Nicht selten wird den Bewerbern auch eine jahrelang zurückliegende Zugehörigkeit zu einer anarchistischen Gruppe vorgehalten: Eine Öffentlichkeit, die der Vätergeneration selbst späte politische Irrtümer nur zu bereitwillig verzieht, zeigt jetzt, daß sie selbst angesichts von Jugendeseleien rigoros reagieren kann.

Solche Vorkommnisse sind besorgniserregend, und niemand sollte sich ein Gefühl der Befriedigung darüber leisten, daß es den Studenten, die sich vormals herausnahmen, «am Staat zu rütteln», nun heimgezahlt werde. Wenn Angst, Konformitätsdruck und Denunziationsstimmungen zum Bildungserlebnis einer Generation werden, müssen die Folgen für den Staat ruinös sein.

Doch rührt diese Angst nicht nur von den gelegentlichen Übergriffen des Staatsschutzes her. Zu einem erheblichen Teil ist sie vielmehr in demagogischer Absicht gerade von denen erzeugt, die ihre Verheerungen zugleich beklagen. Man denke an die Gerüchte über ein angeblich in Baden-Württemberg angewendetes System der Negativpunkte, dessen Existenz sogar durch gefälschte Karteikarten bewiesen werden sollte, oder an die Methoden verbaler Verdrehung, die den Anspruch auf rechtliches Gehör in eine illegale Praxis der «Verhöre» umfälschen, sowie überhaupt an die ingeniose Strategie der Erfindung und publizistischen Durchsetzung widersinniger, gleichwohl verwirrender Schreckvokabeln, deren jüngstes Beispiel «Berufsverbot» lautet. Das alles fördert ebenso die Angst.

Die teils begründeten, teils manipulierten Ängste verbinden sich mit einem erstmals in den akademischen Bereich durchschlagenden ökonomischen Pessimismus. Zu jener wirklichen Bildungskatastrophe, die wir in Abwehr einer vermeintlichen herbeigeführt haben, gehört nicht zuletzt eine weithin verfehlte Bedarfspolitik in den Lehrerausbildenden Fächern. Die Reduktion in den Stellenplänen bei wachsendem Überangebot erzeugt einen Konkurrenz-

druck, dem viele junge Menschen nicht gewachsen sind und aus dem sie in jene moderne Anspruchshaltung gegenüber dem Staat flüchten, von dem jeder alimentiert zu werden verlangt. Die Nichterfüllung dieses Anspruchs wirkt häufig wie ein Akt des Liebesentzugs, der panische Reaktionen auslöst. In Offenbach verübten unlängst zwei Studienreferendare Selbstmord. «Wir haben alle dieselben Ängste», versicherten ihre Kollegen.

Wer die verschiedenartigen Ursachen der so spürbar verwandelten Psychologie der jungen Generation bedenkt, sollte schließlich nicht übersehen, daß zumindest in der politisch motivierten Angst auch ein Stück vulgärer deutscher Untertanengesinnung zum Vorschein kommt. Allzu häufig bleibt außer acht, daß zur «Duckmäusererei» jedenfalls Duckmäuser nötig sind. Jener Theologiestudent, der sich von den Staatsschutzbehörden drangsaliert fühlte, doch nicht bereit war, dieser Zeitung zu erlauben, seinen Fall mit allen Namensangaben aufzugreifen, ist eben jener Untertan, dessen Herkunft er zugleich beklagt. So verhalten sich viele.

Die Londoner «Times» bemerkte unlängst, daß die Angst seit undenklichen Zeiten zum Charakterbild der Deutschen gehöre. Die Gründe dafür, innere wie äußere, sind zahlreich. Woran es vor allem fehlt, ist das Bewußtsein, in einer Gesellschaft des humanen Beistands zu leben. Das macht die Praxis der Extremistenabwehr in ihrer mitunter subalternen Starre ebenso deutlich wie jener Computer, der in der Dortmunder Studienplatzzentrale über Lebensschicksale entscheidet und der wie eine Art Symbol der Gesellschaft ist, in der wir alle leben.

Eine Erinnerung

Zu den Spielregeln der öffentlichen Auseinandersetzung in Zeiten des Terrorismus

(15. Oktober 1977)

Alle wissen es: ein demokratisches Staatswesen besteht nicht nur aus den Grundsätzen und institutionellen Regeln eines geordneten Zusammenlebens in Freiheit; die Formen des Zusammenlebens selber machen es eigentlich erst aus. Sie sind seit einigen Wochen tief und wie noch nie gestört. Es scheint höchste Zeit, wieder zur Vernunft zurückzukehren, für die einen wie für die anderen.

Eine unduldsame, jede Proportion mißachtende Gereiztheit breitet sich aus. Da werden Listen angelegt, «Aktionen» angedroht und Dokumentationen zusammengeschustert. Leserbriefe, die bei den Redaktionen wohl aller Zeitungen eingehen, wetteifern in Vereinfachungen, Grobheiten und leichtfertigem Gerede.

Nicht weniger unvernünftig verhält sich die Gegenseite. Auch wer den Schriftstellern ein hohes Maß an Empfindlichkeit und rhetorischer Emphase zugute hält, hört ratlos von «Hexenjagden», vom großen «geistfeindlichen Aufräumen». Günter Grass, sonst eher besonnen sich äußernd, findet zwischen den Terminen einer beifallumrauschten Lesetournee rasch mal die Zeit, sich als «Freiwild» zu fühlen, Heinrich Böll sieht sich und seine Familie im Mittelpunkt gezielter polizeilicher Großeinsätze. Vor dem Hintergrund der Frankfurter Buchmesse werden vom Podium herunter Exodusstimmungen verbreitet.

Maßlose Überreaktionen hier wie dort. Jede Unbedachtheit auf der einen provoziert neue, heftigere Anwürfe auf der anderen Seite, und wie unter einem selbstzerstörerischen Zwang treiben sich beide in einen Zustand äußerster Unversöhnlichkeit hinein. Die sich gegenüberstehen, erkennen kaum noch, wie ähnlich sie

einander geworden sind: ein jeder das Spiegelbild seines Gegenübers.

Fraglos gehört die Kontroverse, auch die leidenschaftliche und ohne Ängstlichkeit geführte Auseinandersetzung, zu den Lebens-elementen demokratischer Gemeinwesen. Die Figur des Gegners hat darin geradezu konstitutiven Rang. Aber von dort bis zu dem kopflosen Geschrei ringsum, den Verdächtigungen und Denunziationen, ist ein weiter, die Qualität der Positionen verändernder Weg: aus politischen Gegnern werden dabei unversehens Feinde, zwischen denen kein Gespräch mehr möglich ist. Die Bereitschaft dazu ist aber die Voraussetzung jeder sinnvollen Kontroverse.

In den ersten Tagen nach der Schleyer-Entführung ist die Gemeinsamkeit der Demokraten lautstark beschworen worden. Sie ist weniger eine Sache inhaltlicher Übereinstimmungen. Vielmehr besteht sie in der Bereitschaft, die Aufrichtigkeit der Sorgen und Befürchtungen auf der Gegenseite ernst zu nehmen.

Die Schriftsteller können sich, in der ganz überwiegenden Mehrheit zu Recht, gegen die schrecklichen Vereinfachungen wehren, sie hätten den Terror ermutigt oder auf unzulässige Weise bagatellisiert. Es ist ihre legitime Funktion, immer wieder aufs neue die übereilten, kompakten Einverständnisse der Gesellschaft kritisch aufzubrechen.

Doch sollte auch begreiflich sein, daß eine wachsende Kritikfähigkeit viele erfüllt. Unter den anklägerischen Dauergesten, den präzeptoralen Brusttönen, ist vielfach vergessen worden, daß Kritik nicht zuletzt ein Akt der Loyalität ist. Sie bedarf eines normativen Hintergrunds, und noch im schärfsten Angriff muß der Ton der Treue zu der Sache, um die es geht, unüberhörbar sein. Bundespräsident Walter Scheel hat in seiner Tübinger Rede den engen Zusammenhang von Kritik und Wertvorstellung hervorgehoben. In dieser Gesellschaft aber werden die Menschen von früh auf zu einer Art kritischem Bewußtsein an sich angehalten, die Werte haben kaum noch einen Anwalt, und die wenigsten wissen, wofür sie noch

einstehen können. Die Aggressionen, die jetzt sichtbar werden, sind auch ein Symptom der Ratlosigkeit.

Zu fragen ist, was hier, gewiß nicht nur von einigen Schriftstellern, versäumt wurde. Die besondere moralisch-politische Kompetenz jedoch, die einige von ihnen immer beansprucht haben, bürdet ihnen naturgemäß auch eine besondere Verantwortung auf. Sie sollten sich ihr nicht mit jenen Gebärden der Wehleidigkeit entziehen, die in diesen Tagen, viel zu oft schon, sichtbar geworden sind.

Die Wortführer auf der anderen Seite müssen einsehen, daß Schriftsteller nicht die Sündenböcke für die Mißgefühle der Gesellschaft sein können. Was immer auch die ganz und gar unerforschten, im Dunkel individueller wie gesellschaftlicher Faktoren sich verlierenden Ursachen der terroristischen Aktivitäten sein mögen: die Rechthaberei wird nichts davon aufklären. Sie versperrt nur die Einsicht, von der alles abhängt.

Sucht man in der gegenwärtigen, mit so viel blinder Emotion geführten Auseinandersetzung den rationalen Kern, so stößt man auf verwandte, wenn auch charakteristisch verschobene Ansätze: in beiden Fällen ist die Geschichte der traumatische Ausgangspunkt aller Reaktionen. Die einen sind beherrscht von der Erinnerung an die liberale Schwäche der Weimarer Republik, die anderen vom Blick auf das Zwangssystem des Dritten Reiches. Beide gehen davon aus, der Lektion der Geschichte die richtigeren Schlüsse entnommen zu haben. Im Affekt jedoch verfehlen die einen wie die anderen sie.

Sollte tatsächlich darüber keine Verständigung mehr möglich sein? Noch haben wir einen freiheitlichen Staat. Aber er wird seine Zeit gehabt haben, wenn die Verachtung der Spielregeln, die gegenseitigen Bezeichnungsexzesse anhalten. Das ist keine Frage des pessimistischen Temperaments, sondern fast schon eine der politischen Physik. Daran sollte man sich, im Blick auf die ganze Geschichte, erinnern.